
Bildung als Integrationsleistung

Wilhelm Gräß

Die Berliner Universitätsneugründung wurde vom Streit der Fakultäten begleitet. Zu seiner Schlichtung hat der Theologe Friedrich Schleiermacher mit seinem Universitätsplan wichtige, mit Humboldts Idee einer „Bildung durch Wissenschaft“ zusammenstimmende und sie präzisierende Anstöße gegeben. Schleiermachers in den *Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn*¹ skizzierter Universitätsplan plädierte für die Philosophie als der ersten, alle anderen im Blick auf ihre Prinzipien- und Methodenreflexion integrierenden Wissenschaft. Die Philosophie, so der Theologe Schleiermacher, ist die universitäre Integrationswissenschaft, weil sie eine Auffassung von den Prinzipien und Zweckbestimmungen alles einzelwissenschaftlichen Fachwissens entwickelt. In allem einzelwissenschaftlichen Wissen hält die Philosophie zugleich ein Wissen um die Bedingungen des Wissen-Könnens und um die Ziele des Wissen-Wollens präsent. So aber, das zu betonen war Schleiermacher ebenfalls wichtig, funktioniert die Philosophie nur dann, wenn sie von allen die Wissenschaften an der Universität betreibenden Individuen als eine ihnen obliegende Aufgabe angesehen wird. Philosophie ist philosophische Bildung und philosophische Bildung diejenige Orientierung im Denken, die sich zu verschaffen jedem an der Universität forschend, lehrend und lernend Tätigen aufgegeben ist. Wenn das einzelwissenschaftliche Wissen mit der philosophischen Bildung der Wissenschaftler vermittelt bleibt, so dachte sich Schleier-

macher das, dann liegt in solcher Bildung auch die Chance eines fortlaufenden Bemühens um eine Integration der sich zunehmend ausdifferenzierenden Wissenschaften in die diskursive Einheit der Universität.

Ich will deshalb mit Schleiermachers Eingaben anlässlich der Berliner Universitätsneugründung² beginnen. Sie enthalten meines Erachtens auch heute noch interessante Anregungen, die ich anschließend eher beispielhaft an der heutigen Debatte um die Lebenswissenschaften erläutern möchte.

1. Schleiermachers Position im Streit der Fakultäten

Bei der Berliner Universitätsneugründung machte die Philosophie, Immanuel Kant folgend, der Theologie die Position der ersten Fakultät mit Erfolg streitig. Johann Gottlieb Fichte, der als erster Philosoph an die neue Universität berufen wurde, ging in seinem „Deduzierten Plan“ der neu zu gründenden Universität sogar noch wesentlich weiter. Er wollte die Theologie am liebsten aus der Berliner Universität heraushalten. Früh war er an der konzeptionellen Entwicklung der neuen Berliner Universität beteiligt worden. In seinem *Deduzierten Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt*³, der dem Geheimen Kabinettsrat von Beyme bereits im September 1807 zugegangen war, hatte Fichte sein geradezu revolutionäres Universitätskonzept entwickelt. Fichte deduzierte darin die Universität in allen ihren Teilen aus seinem Begriff der Philosophie und ihrem ganz auf die Selbsttätigkeit der Subjektivität gegründeten System des Wissens. Was sich nicht aus der reinen Verstandestätigkeit ableiten und der freien menschlichen Selbstbildung funktional zuweisen lässt, sollte nicht mehr organischer Bestandteil der Universität sein. Die Theologie genügt diesen Anforderungen nach Fichtes Auffassung nicht. Hinsichtlich der Berechtigung zum Verbleib an einer im Geist der Aufklärung aufzubauenden Universität kam ihm bei der

Theologie, im Unterschied zu Medizin und Jura, erschwerend noch hinzu, dass die Theologie sich auf ein geheimes, in heiligen Schriften aufbewahrtes Offenbarungswissen, das nicht frei zugänglich sei, sondern auf Treu und Glauben übernommen werden müsse, berufe.⁴

Obwohl Fichtes Universitätsschrift erst 1816 veröffentlicht wurde, muss sie Schleiermacher bei der Abfassung seiner *Gelegentlichen Gedanken* in wesentlichen Teilen bekannt gewesen sein. Fichte und Schleiermacher gehörten schließlich beide der von Humboldt einberufenen Kommission zur Einrichtung der Universität an. Auf einer ihrer Zusammenkünfte vom 9. bis 14. April 1809 kam zunächst Fichtes Plan zur Sprache.⁵ Dort zeigte sich aber auch bereits, dass man ihn in seiner Radikalität nicht übernehmen, sondern stärker pragmatischen Gesichtspunkten Rechnung tragen wollte, was Schleiermachers Überlegungen entgegenkam. Es sollte vor allem auf die Bedürfnisse Rücksicht genommen werden, die Staat und Gesellschaft an die universitäre Bildung und die Wissenschaften herantragen. Fichte nahm dann an den weiteren Bemühungen um die Etablierung der Berliner Universität insgesamt keinen sonderlichen Anteil mehr.

Ganz anders Schleiermacher:⁶ Anfang 1810 wurde er durch Dohna und Humboldt als ordentliches Mitglied in die Sektion des öffentlichen Unterrichts berufen und übernahm nach Wolfs Rücktritt den Vorsitz in der wissenschaftlichen Deputation. Auch der besonderen Kommission, die Humboldt am 30. Mai 1810 zur „Einrichtung der Universität“ einsetzte, gehörte Schleiermacher an. Er nutzte diese Kommissionsarbeit effektiv als Chance, mit der Berliner Neugründung die Theologie in ihrem universitären Status zu festigen und konzeptionell neu auszurichten.⁷

In seinem Gutachten zur *Einrichtung der Theologischen Fakultät* vom 25. Mai 1810⁸ äußerte Schleiermacher seine Verwunderung darüber, dass er die Einrichtung einer Theologischen Fakultät an der neuen Berliner Universität überhaupt eigens

begründen müsse. Die Theologie stelle, so argumentierte Schleiermacher, keinen Fremdkörper in der Universität dar. Sie berufe sich allerdings auch gar nicht auf göttliches Geheimwissen, wie Fichte behaupte, noch lasse sie sich – wie dieser es für alle universitären Wissenschaften geltend machen wollte – aus einem rein auf das Wissen-Wollen zielenden und allein in den Bedingungen des Wissen-Könnens begründeten Wissenschaftsbegriff ableiten. Die Theologie beruhe vielmehr, wie alle höheren Fakultäten, die Schleiermacher nun als die positiven bezeichnete, auf einem faktisch gegebenen gesellschaftlichen Wissens-Interesse. Die Theologie, so Schleiermacher, vereinigt selbst eine Vielfalt rein auf das Wissen-Wollen ausgerichteter, von philosophischer Bildung getragener, historischer Wissenschaften. Das sollte sie auch dadurch zum Ausdruck bringen, dass sie in sich selbst eine philosophische Disziplin ausbildet, die eben diese durch philosophische Bildung zu leistende Integrationsaufgabe am Ort der Theologie erbringt. Aber, was die Selbstständigkeit der Theologie als einer positiven Wissenschaft konstituiere, sei die praktische Aufgabe einer dem geschichtlichen Fortgang des Christentums förderlichen Kirchenleitung. Dieses praktische Interesse aufzunehmen und zu fördern, habe der Staat begründete Veranlassung. In einem gesellschaftlichen Interesse begründet zu sein, das treffe, wie Schleiermacher hinzuzufügen wichtig war, genauso bei den beiden anderen, auf staatsnahe Berufe zuführenden Fakultäten zu: der Jurisprudenz und der Medizin. Geht es um die Zugehörigkeit zur Universität, entstehe der Theologie im Vergleich mit Medizin und Jura denn auch keinerlei zusätzlicher Legitimationsbedarf. Wie der Staat an guten Rechtsverhältnissen und einem durch wissenschaftliche Forschung geförderten Gesundheitswesen ein Interesse habe, müsse er auch ein Interesse an einer theologisch aufgeklärten Religion haben.

Das ist keine exklusiv theologische Begründung der Theologie als universitärer Wissenschaft. Es ist eine mit gesell-

schaftlichen Interessen argumentierende Begründung, die Schleiermacher jedoch genauso für die beiden anderen traditionellen Professionswissenschaften, Medizin und Jura, als gültig erachtet wissen wollte. Aus dem praktischen Zweck der Professionalisierung religiöser Bildung ergab sich für Schleiermacher die Daseinsberechtigung der Theologischen Fakultät an einer modernen, im philosophischen Geist der Aufklärung errichteten, preußisch-protestantischen Universität.⁹

Die äußeren, durch Staat und Gesellschaft bestimmten Zwecksetzungen der Wissenschaft müssen nach Schleiermacher jedoch nicht notwendigerweise in Widerspruch treten zu deren innerem, rein auf das Wissen-Wollen, somit auf Erkenntnis der Wahrheit gehendem Selbstverständnis. Was Schleiermacher ablehnte, war lediglich die ausschließliche Orientierung der Wissenschaften an praktischen Nützlichkeitsabwägungen, weil damit eben der Zusammenhang des Wissens und die kritische Reflexion des Wissensprozesses ausgeblendet werden. In den *Gelegentlichen Gedanken* heißt es, der Staat sei

„von dem unmittelbaren Nutzen der Kenntnisse überzeugt und ergriffen. Ausgebreitete Bekanntschaft mit Tatsachen, Erscheinungen und Erfolgen aller Art sucht er zu begünstigen, und wenn er sich der wissenschaftlichen Anstalten annimmt, sie vorzüglich hierauf zu lenken. Denjenigen hingegen, welche sich zum Behuf der Wissenschaft freiwillig vereinigen, kommt es auf ganz etwas anderes an, als allein auf die Masse der Kenntnisse. Was sie vereinigt ist das Bewußtsein von der notwendigen Einheit alles Wissens, von den Gesetzen und Bedingungen seines Entstehens, von der Form und dem Gepräge wodurch eigentlich jede Wahrnehmung, jeder Gedanke, ein eigentliches Wissen ist.“¹⁰

Schleiermacher hat insofern überhaupt nicht mehr an der alten Vorrangstellung der sogenannten „Höheren Fakultäten“ und unter ihnen der der Theologie als der Höchsten festgehalten, weshalb ihm auch kein prinzipieller Streit mit Fichte

notwendig erschien. Darin war vielmehr auch er ganz und gar Kantianer, dass er der Philosophie in der modernen Universität die Rolle zukommen ließ, für die Einheit und Zusammenstimmung der Wissenschaften an der Universität einzutreten. Das philosophische Studium, so Schleiermacher, ist als transzendente und technisch-methodische Wissenschaftslehre einerseits, als Kategorienlehre des sachhaltigen Wissens von Natur und Geschichte andererseits, der ausgezeichnete universitäre Ort einer integralen, die Einzelwissenschaften im systematischen Zusammenhang haltenden Bildung. Das lag auf der Linie Kants, denn Kant war ja der Auffassung, dass die oberen Fakultäten, die ihre Forschung im staatlichen Interesse und auf den gesellschaftlichen Nutzen bedacht betreiben, wie alle sachbezogenen Einzelwissenschaften, die Philosophie zum Zweck der kritischen Prüfung ihrer Methoden und Geltungsansprüche sowie dann zur Erfassung ihres inneren Zusammenhangs und der kritischen Reflexion der gesellschaftlichen Funktionszusammenhänge, in denen sie insgesamt stehen, brauchen.¹¹

Diese Philosophie hat insofern aber auch den Anspruch, von jedem an der Universität forschend, lehrend und lernend Tätigen ausgeübt bzw. angeeignet zu werden. Sie ist das für alle wissenschaftlich Tätigen grundlegende Bildungsunternehmen, aber auch ihrerseits nicht ohne die Arbeit in den fach- und sachbezogenen Wissenschaften möglich. Die Philosophie produziert als die Prinzipien-, Methoden- und Kategorienlehre des sachhaltigen Weltwissens selbst ja gerade kein sachhaltiges Weltwissen, sondern sie reflektiert auf dessen Konstitutionsprinzipien und methodische Verfahrensweisen. Das eben schließt die Inklusion der die Wissenschaften forschend, lehrend und lernend Betreibenden in das philosophische Geschäft ein. Nur auf diesem Wege kann die Philosophie ihre Integrationsleistung erbringen. Diese ergibt sich gewissermaßen aus der philosophischen, d.h. in prinzipiellen und methodischen Fragen begründungsfähigen Selbstbildung der

die Wissenschaften betreibenden Individuen. Philosophische Bildung wird in den Fachwissenschaften auf dem Wege der kritisch-reflexiven Selbstbildung der wissenschaftlich Tätigen fruchtbar. Indem die die einzelwissenschaftliche Arbeit Betreibenden sich an der philosophischen Prinzipienreflexion und Begriffsarbeit beteiligen, bearbeiten sie immer auch die Frage nach dem inneren Zusammenhang der Wissenschaften sowie den Zwecken, um deren Willen sie bearbeitet werden.

Schleiermacher zielte mit seinem Berliner Universitätsplan wie dann auch mit seiner eigenen philosophischen Arbeit auf eine Philosophie, die nicht die fachwissenschaftliche Arbeit zu ersetzen beansprucht, sich auch nicht mit sich selbst und ihren Spezialitäten nur beschäftigt, sondern die fachwissenschaftliche Arbeit in eine kritische Reflexion über ihre Gründe, methodischen Verfahren, gesellschaftlich bedingten Zwecksetzungen und ethischen Legitimationsbedürfnisse hineinzieht. In diesem Sinne war er als der Gründungsdekan der Theologischen Fakultät ganz damit einverstanden, an der neu gegründeten Berliner Universität umzusetzen, was er in seiner Universitätsschrift gefordert hatte, nämlich der Philosophie die erste Stelle an der neu gegründeten Universität zuzuweisen. „In dieser Einen“, so seine Feststellung, „ist daher allein die ganze natürliche Organisation der Wissenschaft enthalten.“¹² Sie ist

„die Erste deshalb, weil Jedermann ihre Selbstständigkeit einsehen und gestehen muss, dass sie nicht wie die übrigen, sobald man von einer bestimmten äußeren Beziehung hinwegsieht, in ein ungleichartiges Mannigfaltiges zerfällt und aufgelöst werden kann.“¹³

Und er fährt fort:

„Sie ist auch deshalb die Erste und in der That die Herrin aller übrigen, weil alle Mitglieder der Universität, zu welcher Facultät sie auch gehören, in ihr müssen eingewurzelt sein.“¹⁴

Damit hat Schleiermacher die Philosophie darauf verpflichtet, gewissermaßen für alle an der Universität wissenschaftlich Tätigen die Institution der von jedem Einzelnen selbst zu erwerbenden integralen Bildung zu sein. Man kann deshalb durchaus sagen, dass die Berliner Universität im Zusammenhang ihrer Gründung auch durch den Anstoß Schleiermachers der Philosophie die Klärung der Prinzipien- und Methodenfragen zur Aufgabe gemacht hat. Nehmen wir Schleiermachers eigene Vorlesungen, die er als Akademiemitglied an der Philosophischen Fakultät gehalten hat, hinzu, dann sehen wir zudem, dass ihm die philosophische Ethik als diejenige philosophische Grundlagendisziplin vorschwebte, in der zugleich die gesellschaftlichen Kontextbedingungen und Zielbestimmungen aller Wissenschaften, der Natur- und Geisteswissenschaften, ihre Erörterung finden müssten. Er zielte auf eine Ethik des Wissens, auf deren Basis alle Real-, also die Geistes- und Naturwissenschaften, die Orientierung über ihre gesellschaftlichen Zweckzusammenhänge sollten gewinnen können.¹⁵ So sind denn auch an der Berliner Universität die Naturwissenschaften nicht mehr in die Medizin, sondern in die Philosophische Fakultät integriert worden. Es lässt sich sogar behaupten, dass es der Theologe und Philosoph Schleiermacher war, der mit seinem Universitätskonzept zum Mitbegründer der modernen, einerseits aus der Philosophie heraus tretenden, andererseits sowohl in deren Prinzipien und Methoden wie in deren ethischer Normenreflexion verankerten Geistes- und Naturwissenschaften wurde.

2. Integrale Bildung nach dem Universitätskonzept Schleiermachers

Integrative Bildung, das war für Schleiermacher jenes Ineinander von Selbst- und Weltbildung, zu dem eine Philosophie verhilft, in die sich alle in den fachbezogenen Einzelwissen-

schaften tätigen Wissenschaftler selbstständig und selbsttätig einbezogen wissen können. Ob Natur- oder Geisteswissenschaft, immer sollte es die philosophische Bildung sein, die die Realisierung der Idee der Universität, der Einheit eines universalen Zusammenhangs alles einzelwissenschaftlichen Wissens, gewährleistet. Von der philosophischen Bildung als einer von jedem Wissenschaftler zu erbringenden Integrationsleistung ist genau deshalb zu sprechen, weil in Schleiermachers Universitätskonzept auf eben diese Einwurzelung der die Wissenschaft forschend, lehrend und lernend Betreibenden in die philosophische Integrationsdisziplin abgehoben wird. Philosophische und damit integrale Bildung kommt dabei aber immer als mit der Weltbildung vermittelte, individuelle Selbstbildung zu stehen.

Integrale Bildung wiederum heißt diesem Konzept entsprechend, dass die Wissenschaften das sich in den Wissenschaften unübersehbar ausdifferenzierende Wissen vermittels der ihr Tun in ihren Gründen und Zwecken reflektierenden Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in einen Zusammenhang gebracht sehen können. Integrale Bildung ist einerseits immer sachbezogene, welterschließende Bildung. Sie vermag andererseits das sachbezogene Wissen zugleich in übergeordnete Zusammenhänge der Begründung und Kritik des Wissens sowie in die Diskussion seiner gesellschaftlichen Funktionen und Verwertungen einzubringen. Soll die Philosophie solche integrale Bildung am Ort der Universität ermöglichen, dann darf sie selbst kein Ort der Produktion sachbezogenen Wissens sein wollen, muss dieses vielmehr voraussetzen.

Die Integration des sich ins Unendliche zergliedernden Weltwissens, so Schleiermachers systematische These, kann nur durch die Selbstbildung der zugleich in ihren sachbezogenen Wissenschaften engagierten Individuen gelingen. Ihre philosophische Bildung sollte sie dazu befähigen, die kategorialen Ordnungen des von ihnen produzierten Wissens wie

dessen gesellschaftliche Funktions- und Verwertungszusammenhänge reflektieren und beurteilen zu können.

Mir scheint diese systematische These auch in unseren heutigen Verhältnissen immer noch tragfähig zu sein. Zweifellos haben die Ausdifferenzierungen der Einzelwissenschaften ungeheuer zugenommen. Auch haben sich die Natur- und Geisteswissenschaften zu derart unterschiedlichen Wissenschaftskulturen entwickelt, dass sich das Gespräch zwischen den in ihnen bewegenden Individuen als schwierig erweist. Dennoch findet ja dieses Gespräch statt und dabei zeigt sich immer wieder, allen gegenteiligen Unkenrufen vom Ende der Universität zum Trotz, die Fähigkeit der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, das in den unterschiedlichen Wissenschaftskulturen produzierte Wissen sowohl kategorial differenzieren wie im Lichte der gesellschaftlich höchst differenten Interessen ins konstruktive Verhältnis zueinander setzen zu können.

In seinem Beitrag hebt Dietrich Korsch hervor, dass Bildung durch Wissenschaft nur zu erwarten steht, wenn der Bezug von Selbst- und Weltbildung zustande kommt. Das stimmt mit der Idee der Universität zusammen, die auf dem Weg zur Berliner Universitätsgründung formuliert worden ist. Es war die Idee, dass die Integration alles sachbezogenen Weltwissens durch die es hervorbringenden Individuen erfolgen muss. Ihr Wissen erschließt ihnen die Welt und mit dieser erschließt sich ihnen zugleich ihr Selbst in dieser Welt. Wo Welt- und Selbsterschließung zusammenfinden, so kann man daher auch sagen, kommt es zur Bildung durch Wissenschaft. Und das geschieht konkret durch die sich heute in den Geisteswissenschaften ausdifferenzierende Philosophie. Es ist dies eine Bildung durch Wissenschaft, die ihre Integrationsleistung genau dadurch erbringt, dass sie das sachbezogene Weltwissen in all seinen unendlich fortgehenden Differenzierungen mit den lebensweltlichen Interessen der es hervorbringenden Individuen zusammenhält.

Ich will dabei exemplarisch vorgehen und die im Sinne Schleiermachers verstandene These von der Bildung durch Wissenschaft, des Näheren durch die zu Integrationsleistungen fähigen Geistes- und Kulturwissenschaften, am Beispiel der auf interdisziplinären Foren, vor allem jedoch in den Feuilletons der großen Tageszeitungen in den vergangenen Jahren geführten Debatte um die „Lebenswissenschaften“ bzw. „*life sciences*“ erörtern.¹⁶

3. Die Lebenswissenschaften als Herausforderung an eine integrale Bildung

Zu den Lebenswissenschaften werden bekanntlich vor allem die Biologie und Medizin, die Neurologie, Genforschung und Gentechnik gezählt. Ihr Gegenstand ist jedoch zugleich von der Art, dass er die ihn wissenschaftlich erforschenden Individuen wie dann auch die Welt, in der sie ihr Leben führen, konstitutiv einbezieht. Die die Lebensweltperspektive einnehmenden Geistes- und Kulturwissenschaften weisen denn auch darauf hin, dass die Lebenswissenschaften, wie alle Natur- und Technikwissenschaften, in gesellschaftlichen Funktionszusammenhängen stehen. Aus ihnen kommt ihnen die Zielbestimmung zu, wonach sie uns Menschen aus den zwanghaften, letztendlich tödlichen Vorgaben und Umständen der Natur befreien sollen. Genetische Defekte, die Krankheiten verursachen, sollen behoben werden können. Mit der Möglichkeit des Eingriffs in genetische Dispositionen oder neuronale Prozesse sollen schwere seelische oder körperliche Störungen geheilt werden.

Den die Folgen und Verwendungszusammenhänge der Lebenswissenschaften reflektierenden Geistes- und Kulturwissenschaften stehen freilich bereits im Blick auf unsere äußere Umwelt, den Zustand der Wälder und Meere, die Entwicklung des Klimas und vieles mehr die gefährlichen Folgen des wis-

senschaftlichen Eingriffs in die natürlichen Lebensgrundlagen vor Augen. Das Projekt der Befreiung von den kontingenten Vorgaben der Natur droht, so eine dominante Befürchtung, in deren Zerstörung einzumünden. In diesem Zusammenhang ist das lebensweltlich motivierte, aber von den Geistes- und Kulturwissenschaften aufgebaute Szenario zu verstehen, dass nun erst recht die Befreiung von den kontingenten Vorgaben der Natur, die wir Menschen selber sind, sofern dies das Ziel der Lebenswissenschaften sein sollte, die Menschengattung insgesamt gefährden könnte. Das gibt dann auch den Befürchtungen, die mit den Lebenswissenschaften und Lebenstechnologien verbunden werden, ihre Dramatik. Es ist dies allerdings eine Dramatik, die den naturwissenschaftlich verfahrenenden, somit um die Erweiterung unseres Weltwissens bemühten Lebenswissenschaften genau deshalb zuwächst, weil sie in Kontakt mit dem uns lebensweltlich vermittelten, aber geisteswissenschaftlich elaborierten und theoriefähig gemachten Selbstwissen geraten.

Erst wenn wir aus der Perspektive unseres lebensweltlich vermittelten Uns-Selbst-Wissens auf die Genomforschung und die molekulare Medizin blicken, finden wir zu wertenden Stellungnahmen. Dann erst gestehen wir – in explizit oder implizit religiöser Einstellung – die Hoffnung ein, dass uns möglicherweise diese Forschung von den kontingenten Vorgaben der Natur, die wir Menschen selber sind, wird befreien können, damit sich dann auch die Defekte, mit denen wir als Naturwesen immer auch konfrontiert sind, beheben lassen. Möglicherweise, so die weitergehende, von lebensweltlichen Motiven – zumindest verdeckt religiös – gesteuerte Schlussfolgerung, könnte es eines Tages ja sogar gelingen, durch Eingriffe in unser genetisches Programm nicht nur bislang unheilbare Krankheiten, sondern auch die mit der uns vorgegebenen Natur verbundene Sterblichkeit zu besiegen. Auf der anderen Seite befördern diese Forschungen aber eben auch die in der Lebenswelt verbreiteten – oft apokalyptisch aufgeladenen –

Ängste davor, dass menschliches Leben zum Manipulationsobjekt politisch gewollter Menschenparkprogramme werden könnte.

Das Interesse an der Wahrung der Unverfügbarkeit der natürlichen Vorgaben menschlichen Lebens und entsprechend die Neigung, der biogenetischen Forschung Verbotsschilder aufzurichten, soll dann unter Umständen dafür sorgen, dass menschlichem Leben die Bedingung der Möglichkeit seiner Freiheit zuerkannt bleiben kann. Zugespitzt wird argumentiert – auch wiederum mit unverkennbar religiös konnotierter Grundierung: Nur wenn ein Mensch sein Dasein nicht dem genetisch operationalisierten Planungswillen anderer Menschen verdanke, könne er den Anspruch auf Selbstbestimmung und die Anerkennung als gleichberechtigtes Wesen in der Menschengattung begründen. Jürgen Habermas hat in der Debatte um das Recht und die Grenzen der Genforschung vor einigen Jahren besonders dieses Argument stark gemacht.¹⁷

Sowohl die Hoffnungen wie die Befürchtungen, die mit den Lebenswissenschaften verbunden werden, verdanken sich lebensweltlich und dabei zumeist auch religiös motivierten Bewertungen ihrer Operationen. Sie können deshalb durch entsprechende Erweiterungen im Lebensbegriff schnell erhebliche Relativierungen erfahren. Solche Erweiterungen gehen z.B. dahin, menschliches Leben nicht in seinem biophysischen Organismus aufgehen zu lassen, sondern das bewusste Selbstverhältnis ihm konstitutiv zugehörig zu erachten. Sofort dürfte die Befürchtung an Gewicht verlieren, die auf Bio- und Gentechnik fokussierten Lebenswissenschaften könnten über das zukünftige Schicksal der Menschheit entscheiden. Denn nur wenn wir unter ‚Leben‘ lediglich einen biologischen Organismus verstehen, legt sich dem Geistes- und Kulturwissenschaftler zu bemerken nahe, dass bereits aufgrund der Fortschritte der Genforschung und Gentechnologie entweder die Hoffnung auf die Perfektionierung des Menschengeschlechts oder die apokalyptischen Ängste vom Ende seiner Würde und

seiner Freiheit begründet seien. In der Perspektive eines erweiterten Lebensbegriffs greift dieses naturalistische, Kultur und Religion ausblendende Verständnis der Natur entscheidend zu kurz.

Gerade mit Blick auf unsere Lebenswelt tritt vielmehr hervor, dass sich die Fragen, vor die uns die Führung und sinnvolle Gestaltung unseres Lebens stellen, mit den Lebenswissenschaften, beschränkt man diese auf Biologie und Medizin, Genforschung und Gentechnologie, gerade nicht beantworten lassen. Ebenso zeigt sich uns, dass möglicherweise viele Hoffnungen und viele Ängste, die sich mit den Lebenswissenschaften verbinden, Resultat sowohl einer Überschätzung der Wissenschaft wie einer Unterschätzung der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sind. Ihnen ist durchaus, wie allen vernünftigen Menschen, zuzutrauen, dass sie sich selbst immer auch um eine integrale Bildung bemühen und deshalb, orientiert an gesetzlichen Vorgaben, gesellschaftlichen Zielorientierungsdebatten, ethischer Normenreflexion und letztendlich auch getragen von religiös begründetem Daseins- und Sinnvertrauen, zu ihrer wissenschaftlichen Arbeit verhalten.

4. Integrale Bildung und die Einheit in den Differenzen der symbolisch-kategorialen Ordnungen des Lebens

Wir können uns in lebensweltlicher Perspektive auf all das noch einmal reflexiv einstellen, was die wissenschaftliche Erkenntnis unseres natürlichen Organismus uns an medizinischen und technischen Handlungsmöglichkeiten eröffnet – und wir tun dies auch. Wir führen breite zivilgesellschaftliche Debatten darüber, wozu wir die Freiheit von den kontingenten Vorgaben der Natur, zu der uns die Lebenswissenschaften zunehmend verhelfen, nützen könnten, was wir Positives etwa mit den Möglichkeiten der Humangenomforschung und der Gentechnologie anfangen wollen und was nicht.

Wir finden viele Wissenschaftler überzeugt davon, dass wir gerade angesichts der Erfolge der Lebenswissenschaften uns als solche Lebewesen begreifen (müssen), die ihr Leben bewusst führen. Auch Biologen oder Mediziner, die die Lebenswissenschaften betreiben, wissen, dass sie in die Natur, die sie selbst sind, zwar immer tiefer eindringen, aber in der so erkannten Natur dennoch nicht aufgehen. Die Wissenschaften, die die Bildung dieser Erkenntnis methodisch verfolgen, sind jedoch die den integralen Anspruch der Philosophie sachbezogen aufrechterhaltenden Geisteswissenschaften. Sie tragen mit Bezug auf das gebildete Weltwissen, also die Verfahren und Erkenntnisse der Naturwissenschaften, zur Bildung eines solchen Selbstwissens bei, das entscheidungsfähig macht, auch noch hinsichtlich des Gebrauchs, der von den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und den durch sie gewonnenen technischen Verfügungsmöglichkeiten gemacht werden könnte und sollte.

Solches Orientierungswissen zu entwickeln, ist heute eine der entscheidenden Aufgaben der Geistes- und Kulturwissenschaften. Deren Leistung ist darauf aber keineswegs zu begrenzen. Die Geistes- und Kulturwissenschaften bringen ja auch den erweiterten Lebensbegriff in das Gespräch mit den naturwissenschaftlich dominierten Lebenswissenschaften ein. Sie entwerfen aus ihrer lebensweltlichen Perspektive noch andere symbolisch-kategoriale Ordnungen des Lebens, die andere Dimensionen des Lebens und andere symbolische Formen der Kultur in den Blick rücken als sie bei der Erforschung des biophysischen Organismus zum Gegenstand der (Natur- und) Lebenswissenschaften werden. Den Differenzen im Verständnis des Lebens, die sich zwischen Geistes- und Kulturwissenschaften, zwischen der Lebensweltperspektive und dem wissenschaftlichen Blick auf die Wirklichkeit auf tun, die aber eine integrale Bildung dennoch in ihrer Komplementarität aufzufassen bestrebt ist, will ich hier noch etwas weiter nachgehen.

Wenn Lebendiges von Nicht-Lebendigem unterschieden wird oder wenn Anfang und Ende des Lebens bestimmt werden sollen, nehmen die Lebenswissenschaften einen Organismus in den Blick. Entsprechend verwenden sie biologische Modelle und Methoden, um die Entstehung von Leben und die Funktionen einzelner Lebewesen zu erklären. Grundbestandteile von Leben sind dann vor allem Zellbakterien. Ganz ohne Frage lassen sich viele Aspekte des Lebens auf diese Weise genauer bestimmen und durch empirische Forschung erklären. Ebenso eindeutig tritt freilich hervor, dass unter Leben damit lediglich ein naturwissenschaftlich, in der Beobachterperspektive zu untersuchender Organismus verstanden wird.

Schauen wir demgegenüber auf Beschreibungen des Lebens in der Literatur, in der darstellenden Kunst, in philosophischen und theologischen Texten, erst recht in religiösen Erzählungen, so fällt auf, dass dort in einer ganz anderen Sprache vom Leben gesprochen wird und zwar nicht erst im Blick auf die Menschen, sondern auch im Blick auf die Tiere, ja sogar auf Pflanzen. Es spielen vor allem ganz andere Probleme eine Rolle, und es treten andere Fragen hervor. Sie betreffen nicht das Funktionieren eines Organismus, sondern Individuen, die über geistige Zustände verfügen und sich dadurch als Individuen selbst verstehen, dass sie sich von anderen Individuen abgrenzen und gleichzeitig in eine Gemeinschaft einfügen.

In der Literatur und der Kunst, der Philosophie und der Religion sind die Darstellungen des Lebens wie in den Lebenswissenschaften auf Individuen gerichtet. Aber sie betreffen gerade nicht nur den Organismus, seine konstitutiven Bestandteile und deren Funktionieren. Leben meint in Literatur und Kunst, Philosophie und Religion, entsprechend dann in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften vielmehr bewusstes, sich zu sich verhaltendes Leben. Es geht um Individuen, die über mentale Zustände verfügen, planen können und Ab-

sichten verfolgen, im Verhältnis zu sich stehen und im Austausch mit der Umwelt, sich zu anderen Ihrgleichen verhalten, sich durchsetzen und im Leben behaupten müssen. Es werden in Literatur und Kunst, Philosophie und Religion sowie den zugehörigen Geistes- und Kulturwissenschaften deshalb nicht so sehr objektive, empirisch abgesicherte Analysen angestellt, sondern es werden eher subjektive, narrativ fassbare Ausdrucksformen von Gefühlen, Gedanken, Reaktionen, Absichten und Motiven beschrieben und zu ganzheitlicher Darstellung gebracht.

Auch Tiere, ja sogar Pflanzen, sind individuelle Lebewesen, die sich selbst zu erhalten streben, also in einem Verhältnis zu sich stehen. Und bei Tieren haben wir durchaus Veranlassung, von bewussten, mentalen Zuständen ihres Selbstverhältnisses zu reden, bei höher entwickelten Tieren besonders ausgeprägt. Auch wenn Tiere im Unterschied zu uns Menschen nicht zu begrifflichen Erkenntnisleistungen fähig und somit auch nicht zur wissenschaftlichen Durchdringung der Welt fähig sind, auch sie sind Individuen, die sich von anderen Individuen abgrenzen, im Kampf und Konflikt mit anderen ihr Leben bewältigen müssen, sich zugleich in eine Gemeinschaft eingliedern, somit Sozialverhältnisse in der Kooperation mit anderen Lebewesen aufbauen.¹⁸

Verstehen wir unter Lebewesen solche (menschlichen) Individuen, die im bewussten Verhältnis zu sich stehen, zur Erkenntnis der Welt wie ihrer selbst fähig sind und dabei zugleich immer in einen ebenso konfliktträchtigen wie kommunikativen Austausch mit Ihrgleichen geraten, dann befinden wir uns – und darauf kommt es hier an – in ganz anderen kategorialen Ordnungen des Lebens, als wenn wir einen individuellen Organismus bis hinein in seinen genetischen Bauplan analysieren. In diesen anderen als den lebenswissenschaftlichen Ordnungen des Lebens stellen sich andere Anforderungen an dessen wissenschaftliche Erkenntnis, eben diejenigen, die in der Literatur und der darstellenden Kunst,

in Philosophie und Theologie, in den Erzählungen der Religionen auch aufgenommen werden. Diese anderen Ordnungen des Lebens sind diejenigen der Lebenswelt, in die freilich unter den Bedingungen der modernen Weltgesellschaft die durch die (Lebens-) Wissenschaften und die technische Weltgestaltung aufgeworfenen Fragen mit hineingehören. Gesteigert betreffen uns angesichts der Erkenntniserfolge der Lebenswissenschaften diejenigen Fragen, die uns mit unserem bewussten Leben aufgegeben sind. Diese Fragen entstehen ja, weil wir uns im Verhältnis zu uns selbst zugleich immer auch ein anderer sind, uns selbst fremd gegenüberstehen, nach Aufschluss darüber suchen müssen, welche Bewandnis es mit uns selbst und mit allem Leben in dieser Welt letztendlich auf sich hat. Durch die Lebenswissenschaften kommen im Grunde keine anderen Fragen, sondern es sind genau diese, die sich im lebensweltlichen Selbst- und Weltverhältnis bereits stellen. Diese drängen sich durch die mit den Lebenswissenschaften verbundene Idee der Erkenntnis des Daseins, das wir selbst sind, nur ungleich gesteigert auf. Integrale wissenschaftliche Bildung, die sich diesen durch die Lebenswissenschaften enorm gesteigerten Anforderungen an das lebensweltliche Orientierungswissen stellt, muss dennoch auch diese elementaren Fragen beantworten: Was heißt es für mich, ein Lebewesen zu sein? Wie erlebe ich mich als Individuum? Und dann eben auch: Welchen Sinn hat für mich mein Leben? Wie verhalte und äußere ich mich, in welchen Symbolen und Ausdrucksformen kommuniziere ich, um mich von anderen Individuen abzugrenzen oder mit ihnen in Verbindung zu treten? Welchen Wert schreibe ich mir selbst und den anderen Individuen zu? Es sind Fragen, die sich nur in integraler, Natur-, Lebens- und Geisteswissenschaften integrierender Bildung bearbeiten lassen.

5. Integrale Bildung als mit Weltbildung vermittelte individuelle Selbstbildung

Die Instanz, die diese Fragen stellt, ist dieselbe, die sie auch beantworten muss: Das sind wir selbst, das sind die Wissenschaftler als bewusste, ihre Freiheit sinnvoll, d.h. in politischen, ethischen, ökonomischen und ökologischen Zusammenhängen wahrnehmende und verantwortende Individuen. Bildung durch Wissenschaft ist deshalb letztendlich immer individuelle, mit dem wissenschaftlich erworbenen Weltwissen vermittelte, individuelle Selbstbildung.

Wir alle, und ebenso natürlich die Forscher und Forscherinnen in den Lebenswissenschaften, wissen, dass wir ein Leben haben, das es bewusst zu führen gilt. Wir wissen, dass es dieses Leben unter den Bedingungen der pluralen, modernen Kultur auf gesteigerte Weise in verantwortlicher Freiheit zu führen gilt. Alle absoluten Vorgaben haben sich verloren, die der Natur, der Moral, der Religion. Weltanschauliche Orientierungen, soziale Ordnungen, ethische Kriterien müssen immer wieder neu geprüft, in ihrer Anwendung auf konkret anstehende Entscheidungsfragen wissenschaftsgestützten Handelns gesellschaftlich diskutiert und dann auf demokratischem Weg auch in Rechtsordnungen eingefügt werden. Das geschieht durch Ethikkommissionen und auf dem Wege einer Gesetzgebung, die etwa durch Embryonenschutzgesetze einem individuellen Missbrauch der Freiheit der Forschung Einhalt gebietet.

Ob solche Grenzen, die der Gesetzgeber den Lebenswissenschaften vorgibt, hierzulande zu weit oder zu eng gezogen sind, müssen wir jetzt nicht diskutieren. Wichtig für einen gebildeten Umgang mit diesen Grenzen ist es zunächst, die kategorialen Ordnungen des Lebens zu unterscheiden. Dadurch könnte viel Aufregung aus der Diskussion um die Lebenswissenschaften und die Ethik der Forschung weichen. Es liegt in diesen kategorialen Differenzierungen schließlich

die Chance, dass wir uns nicht so schnell in unserer Würde und dem Wert des Lebens berührt und bedroht sehen, nicht dort etwa das Humanum bereits verloren sehen müssen, wo die biologische und medizinische Forschung die individuellen Organismen des Lebens bis in ihre genetischen Strukturen und Mechanismen erforscht. Solche Forschung bewegt sich auf einer anderen Ebene und operiert in anderen kategorialen Ordnungen des Lebens, als es diejenigen sind, in denen es um unser bewusstes Selbstverhältnis, somit um die Würde des Menschen und den Wert des Lebens geht, um die Frage dann auch, wie wir mit uns und unseresgleichen umgehen wollen.

Gewiss, es gibt Überschneidungen. Sie treten drastisch etwa in der Forschung mit embryonalen Stammzellen auf, weil es Forschungen an einem individuellen Organismus sind, dem wir prospektiv zuerkennen müssen, dass er sich zu einem Lebewesen, das uns gleicht, entwickeln wird. Aber deshalb führen wir ja auch die ethische Debatte um die verantwortlichen Grenzen der Forschung an diesem Punkt besonders heftig und sieht der Gesetzgeber in der Forschung an und mit Embryonen besonders strenge Grenzregelungen vor. Dennoch, es berührt im Grunde die Fragen unseres Selbstverständnisses und unserer Lebensführung zunächst einmal überhaupt nicht, wenn wir die organischen Naturbedingungen des Lebens und seine genetischen Baupläne oder auch die neuronalen Netzwerke in unserem Gehirn erforschen. Solche Forschung erweitert unser Wissen von den biologischen Organismen und den Funktionsmechanismen der Natur, die wir sind. Das ist enorm viel, wenn es darum geht, das Leben als bio-physischen Organismus zu verstehen. Und je besser wir diese Funktionsmechanismen verstehen, desto effektiver lässt sich ja auch, etwa zur Beseitigung von Funktionsstörungen, in ihn eingreifen, ein Tatbestand, gegen den kaum Einwände vorgebracht werden, eben weil er die Lebensdienlichkeit der Lebenswissenschaften vor Augen führt.

Aber das Leben, das wir bewusst führen, besteht ebenso aus Erinnerungen und Erwartungen, Wünschen und Träumen, aus Glaube, Liebe und Hoffnung. In diese Dimensionen unseres bewussten Selbstverhältnisses dringen die Lebenswissenschaften zwar auch vor, aber doch nur insofern, als sie die neuronale, psycho-physische Basis unseres bewussten Lebens erkennen und damit natürlich auch manipulieren können. Die den physischen Organismus zum Gegenstand habenden Lebenswissenschaften gewinnen aber keinen Zugang zu dem intentionalen Gehalt von dessen Funktionen. Daher beantworten uns die Lebenswissenschaften auch die ethisch-religiösen Norm- und Sinnfragen nicht, die Frage nach den Gründen, mit denen wir unser Handeln rechtfertigen und nach den Zielen, die wir wählen und ansteuern – auch im Umgang mit den Erkenntnisleistungen der Lebenswissenschaften.

Das Wissen der Lebenswissenschaften verlangt nach seiner Integration in die Geistes- und Kulturwissenschaften, wenn es um dessen Anwendung auf uns selbst geht, wenn wir wissen wollen, was wir mit diesem Wissen über das Leben anfangen sollen und anfangen wollen, eben in dem Leben, das wir sinnvoll, verantwortlich und zielbewusst führen können und führen wollen.

Anmerkungen zum Beitrag von Wilhelm Gräb

- 1 F.D.E. Schleiermacher, *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende*, in: ders., *Kritische Gesamtausgabe* Abt. I, Bd. 6, Berlin, New York 1998, 15–100.
- 2 Vgl. zum Folgenden: F. Kade, *Schleiermachers Anteil an der Entwicklung des Preußischen Bildungswesens von 1808–1818*, Leipzig 1925; R. Vierhaus, „Schleiermachers Stellung in der deutschen Bildungsgeschichte“, in: K.-V. Selge (Hg.), *Internationaler Schleiermacher-Kongreß 1984*, Berlin, New York 1985, 3–19; W. Gräb, „Die Begründung der Theologie als Wissenschaft vom Christentum“, in: H.-E. Tenorth (Hg.), *Geschichte der Universität Unter den Linden 1810–2010. Genese der Disziplinen – Die Konstitution der Universität*, Berlin 2010, 43–94.
- 3 Vgl. J.G. Fichte, „Deduzierter Plan einer in Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt“, in: E. Anrich (Hg.), *Die Idee der deutschen Universität*, Darmstadt 1956, 125–218.
- 4 Ebd., 154f.
- 5 Vgl. R. Köpke, *Die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, nebst Anhängen über die Geschichte der Institute und den Personalbestand*, Berlin 1860, 75.
- 6 Zu Schleiermachers Gründungsaktivitäten vgl. K. Nowak, *Schleiermacher. Leben, Werk und Wirkung*, Göttingen 2001, 215–266.
- 7 Zu Schleiermachers Einfluss auf die philosophische Debatte um die Berliner Universitätsneugründung vgl. V. Gerhardt; R. Mehring; J. Rindert, *Berliner Geist. Eine Geschichte der Berliner Universitätsphilosophie bis 1946. Mit einem Ausblick auf die Gegenwart der Humboldt-Universität*, Berlin 1999, 33–41.
- 8 Vgl. R. Köpke, *Die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin* (wie Anm. 5), 211–214.

- 9 Diese neue Funktionsbestimmung universitärer theologischer Bildung stand auch im Zusammenhang eines tief greifenden Wandels in der Funktionsbestimmung des Pfarrerberufs. Dieser lässt sich seit den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts beobachten. Einflussreich war die von aufklärerischem Geist bestimmte pastoraltheologische Schrift des späteren Berliner Propstes und Pfarrers an St. Nikolai, Johann Joachim Spalding, *Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes und deren Beförderung* (1. Aufl., Berlin 1772; 2. Aufl., Berlin 1773; 3. Aufl., Berlin 1791), hrsg. v. T. Jerzak, in: J.J. Spalding, *Kritische Ausgabe*, hrsg. v. A. Beutel, Erste Abteilung: Schriften, Bd. 3, Tübingen 2002. War der protestantische Pfarrer im alten Protestantismus Repräsentant des geistlichen Standes, so wird er gegen Ende des 18. Jahrhunderts zum Staatsbeamten, der im Interesse des Staates die Bürger vernünftig-moralische Religion lehren soll.
- 10 F.D.E. Schleiermacher, *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn* (wie Anm. 1), 28.
- 11 I. Kant, *Der Streit der Facultäten* (1798), in: ders., *Akademieausgabe*, Bd. 7. Vgl. auch R. Brandt, *Universität zwischen Selbst- und Fremdbestimmung. Kants ‚Streit der Fakultäten‘* (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 5), Berlin 2003.
- 12 F.D.E. Schleiermacher, *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn* (wie Anm. 1), 54.
- 13 Ebd., 56.
- 14 Ebd.
- 15 Schleiermachers eigene Überlegungen zu einer solchen als Wissenschaftssystematik auftretenden Philosophie hat er in seinen Vorlesungen zu einer Philosophischen Ethik vorgelegt. Vgl. F.D.E. Schleiermacher, *Ethik* (1812/1813) mit späteren Fassungen der Einleitung, Güterlehre und Pflichtenlehre, auf Grundlage der Ausg. v. O. Braun hrsg. u. eingeleitet von H.-J. Birkner, Hamburg 1990.
- 16 Es würde eine eigene Untersuchung verlangen, die Belege für die im Folgenden angeführten Positionen zu liefern. Das kann ich in diesem Zusammenhang nicht leisten, will es aber auch nicht, weil es mir gerade darauf ankommt, die nicht allein wissenschaftsinterne, sondern die zumeist philosophisch gebildeten Meinungen der Experten einbeziehende, ja, im Wesentlichen von ihnen geführte gesellschaftliche Kommunikation über den Nutzen und Nachteil der (Natur-) Wissenschaften, sichtbar zu machen.
- 17 Vgl. J. Habermas, *Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?*, Frankfurt a.M. 2002.
- 18 Zu der hier nur angedeuteten Frage, ob Tiere denken können, vgl. die in dieser Frage Klarheit verschaffende Schrift von R. Brandt, *Können Tiere denken? Ein Beitrag zur Tierphilosophie*, Frankfurt a.M. 2009.